

## Kultur, Gesellschaft &amp; Wissen

## Der Dichter, der sich wie ein Verbrecher fühlte

Conrad Ferdinand Meyer Heute vor 200 Jahren wurde der Schweizer Schriftsteller geboren. Seine Novellen sind dramatisch, seine Gedichte von klassischer Schönheit. Aber sprechen sie immer noch zu uns?

Martin Ebel

«Die Füsse im Feuer», diese grauig-grausame Ballade in der Schule gelesen? Möglich. «Gustav Adolfs Page», 1960 mit Liselotte Pulver verfilmt, gesehen? Bestimmt. Den Namen mindestens kennt noch der Unbelesene. Conrad Ferdinand Meyer ist einer der drei Grossen der Schweizer Literatur des 19. Jahrhunderts, das ist unbestritten – aber präsent ist er nicht. Sein Werk liegt vor, ist zugänglich, aber es reizt nicht zur Auseinandersetzung, weder die Wissenschaft noch die Öffentlichkeit.

Auch sein 200. Geburtstag, der auf den 11. Oktober fällt, ist kein Anlass für einen reich bestückten Veranstaltungsreigen – anders, als es vor einigen Jahren bei Gottfried Keller der Fall war – und wie es 2027 für Johanna Spyri in Aussicht steht. Immerhin läuft im Museum Strauhof die spielerische Ausstellung «Meyerama» der Theatergruppe «Mass und Fieber», und der Zürcher Germanist Philipp Theisohn hat verdienstvollerweise eine neue Biografie vorgelegt; aber auch sie wird den Dichter und Novellisten Meyer, so steht zu befürchten, nicht wieder populär machen.

Warum ist das so, warum ist dieser Schriftsteller uns so fremd? Dass er aus dem 19. Jahrhundert stammt – seine Lebensdaten sind 1825–1898 – kann kein Grund sein, sind uns doch etwa Gottfried Keller oder Honoré de Balzac, Mark Twain oder Fjodor Dostojewski, die in derselben Zeit schrieben, durchaus nah und lebendig.

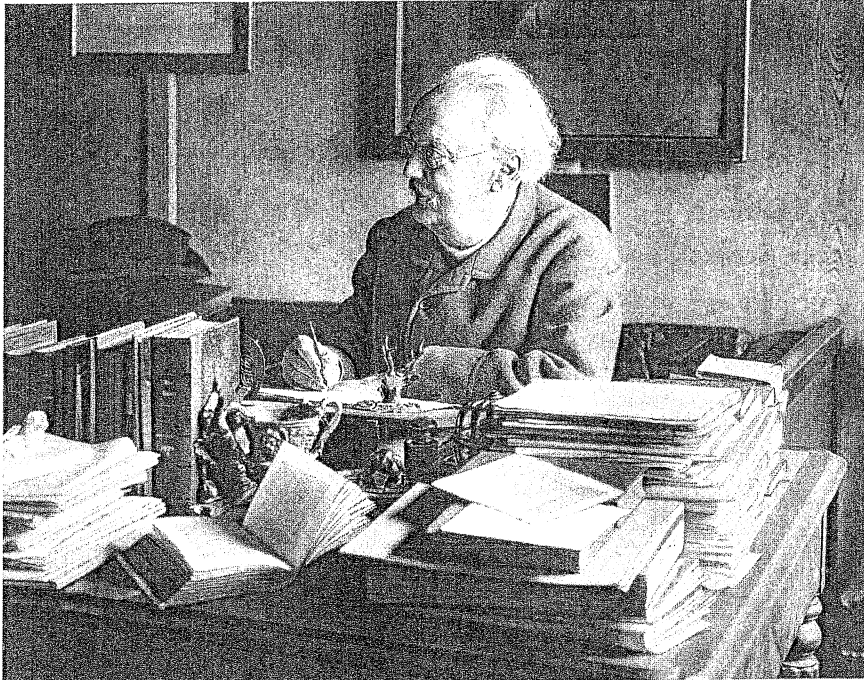
Als Erzähler schrieb C. F. Meyer ausschliesslich Novellen; diese spielen in weit zurückliegenden Epochen, bringen sie den Lesern aber nicht näher, lassen sie noch weiter weg rücken. Das gefiel seinen Zeitgenossen, die ja auch die Historienmalerei eines Makart goutierten; heute stellt man an historischen Erzählen andere Ansprüche.

«Die Richterinnen» ist seine rätselhafteste Novelle

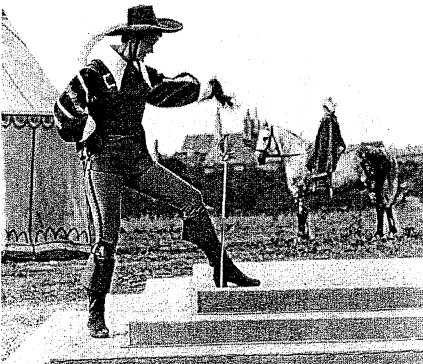
Die Helden dieser Novellen sind die Fürsten und Promis dieser Welt. Gustav Adolf und Wallenstein treten auf, Dante und Karl der Grosse. Macht und Recht, Sünde und Busse, weltliches und ewiges Gericht stossen aufeinander und die Protagonisten in schwerste Konflikte. Auffällig oft gibt es ein Gegensatzpaar: hier ein Kraft-, dort ein (eher schwächerer) Geistesmensch – wie Meyer gern gewesen wäre und wie er sich eher sah.

Der feinsinnige Stratege Thomas Becket und der lebensfrohe Kraftkerl, sein König, die erst ein unschlagbares Paar bilden und dann in tödlichen Gegensatz geraten («Der Heilige»). Der ängstliche August Leubeling, der nicht in den Krieg ziehen will, und seine Cousine Auguste, die stattdessen in Knabenkleidern Page bei Gustav Adolf wird und mit ihrem König in der Schlacht stirbt.

In «Die Richterinnen» der Krieger Wulfrin und sein Freund Graciusus, der eigentlich Wulfrins Schwester Palma Novella heiraten soll, aber nicht Mannsge-



Conrad Ferdinand Meyer in seinem Arbeitszimmer: Er gehört neben Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf zu den bedeutendsten Schweizer Dichtern des 19. Jahrhunderts. Foto: Rudolf Ganz (Archiv der Zentralbibliothek)



Grosserfolg im Kino: Meyers Novelle «Gustav Adolfs Page» wurde 1960 mit Lilo Pulver in der Hauptrolle verfilmt. Foto: Getty Images



Meyer mit seiner Frau Luise und der gemeinsamen Tochter Camilla, ungefähr 1895. Foto: Rudolf Ganz (Archiv der Zentralbibliothek)

lung ist, deren Gebiet zu schützen, sodass Wulfrin es selbst übernehmen muss. Denn – das ist der Clou der Geschichte – die Schwester ist gar nicht seine Schwester.

«Die Richterinnen» ist die rätselhafteste und abgründigste aller meyerschen Novellen, die einzige übrigen, deren Stoff er erfunden und nicht der Historie entnommen hat. Sigmund Freud diagnostizierte darin, ohne Meyers Biografie zu kennen, den Wunsch des Autors, sich mit der Schwester zu vereinen.

Er verbrachte Monate in einer Heilanstalt

Tatsächlich hatte C. F. Meyer eine jahrzehntelange innige Arbeitsbeziehung mit seiner Schwester Betsy, die erst mit seiner Heirat endete (Betsy führte ihm die Frau zu, die zu ihrer Todfeindin werden sollte). In der Novelle steigt der Held in tiefste seelische Abgründe hinab, als er sich seiner – wie er noch meint – sündigen Begierde bewusst wird, und Meyer veranschaulicht das anhand eines Gangs durch höllische Tiefen einer Schlucht, Ungeheuer inklusive: In solchen Szenen veranstaltet er grosses Kino. Reine Kunst war sein Ziel, alles erkennbar Biografische musste aus dem Werk heraus. Ausser im Werk «Die Richterinnen» hat er nur in «Das Leiden eines Knaben» in sein Seelenleben blicken lassen: Dort wird – im 17. Jahrhundert – ein sensibles Kind durch rabiate Erziehungsmethoden zugrunde gerichtet.

Beinahe wäre es Meyer selbst so ergangen. Er hatte den Vater früh verloren, die Mutter unterwarf ihn einer pietistischen

Zwangs- und Busserziehung, die ein dauerndes Schuldgefühl erzeugte. Monatlang verbrachte er in einer Heilanstalt; nur mühsam fand er ins Leben und in einen geregelten Alltag zurück. Als Schriftsteller etablieren konnte er sich erst mit weit über 40.

Mutter und Tochter suchten den Tod im See

Die Mutter selbst, psychisch hoch labil, nahm sich das Leben – nicht aber dem Sohn die Schuldgefühle, so wie später Meyers Tochter Camilla ertränkte sie sich im See. Meyer selbst kämpfte lebenslang mit dieser Versuchung. Sein Werk ist einem relativ begrenzten Zeitraum abgerungen und einer Psyche, die sich ständig bedroht fühlte von geistigem Zusammenbruch und die einen Todeswunsch bekämpfen musste – einen Todeswunsch, der in den Gedichten immer wieder zum Ausdruck kommt.

Oft reiften diese Gedichte über Jahre, wenn nicht Jahrzehnte. Manche wie «Der römische Brunnen», in denen Form und Inhalt perfekt zusammenfallen, gehören zu den schönsten Erzeugnissen deutschsprachiger Lyrik und fehlen in keiner Anthologie. Diese Makellosigkeit hat aber auch etwas Kaltes, Statuenhaftes – und wenn man bedenkt, was zur gleichen Zeit etwa in Frankreich an Lyrik und Prosa geschrieben wurde, von Baudelaire, Rimbaud, Mallarmé, Flaubert..., dann versteht man vielleicht, warum C. F. Meyer wohl definitiv den Anthologien und damit der Vergangenheit angehört.

In vielen Gedichten hört das moderne Ohr die Stimme der De-

Dichtung des aufgehaltene Todes: Philipp Theisohns Biografie von C. F. Meyer

Philipp Theisohn, Direktor des Zentrums für literarische Gegenwart an der Universität Zürich, hat auch die Grossen der Schweizer Vergangenheit im Blick. Er ist Herausgeber der Jeremias-Gotthelf-Ausgabe im Diogenes-Verlag und legt zum Jubiläum eine umfangreiche Biografie von C. F. Meyer vor. Akribisch durchleuchtet er Leben und Werk des Autors und widmet jeder Novelle eindringliche und originelle Interpretationen. Für Theisohn ist der Novellist Meyer ein gescheiterter Dramatiker, der den Konflikt ins Innere der Charaktere verlagert.

Die historischen Gestalten sind dabei «keine Heroen der Geschichte, sondern Standbilder, in denen diese sich rätselhaft verschliesst». Die Lyrik Meyers deutet Theisohn als eine «Dichtung des aufgehaltene Todes». Manchen Interpretationen ist nicht leicht zu folgen, etwa wenn er beim «Möwenflug» bei der «Allegorie der Allegorie» landet. Aber diese Biografie ist ohnehin eher für ein Fachpublikum als für eine breite Leserschaft bestimmt. Der Meyer-Forschung wird sie zweifellos neue Impulse geben. (ebf)

Philipp Theisohn: Conrad Ferdinand Meyer. Schatten eines Jahrhunderts. Biografie. Wallstein, Göttingen 2025. 544 S., ca. 46 Fr.

pression, des Lebensüberdusses deutlich heraus. «Eine liebe, liebe Stimme ruft / Mich beständig aus der Wassergruft», heisst es etwa in «Schwüle», oder «Schmerz und Lust erliden sanften Tod / Einen Schlummer trägt das dunkle Boot» in «Im Späthoch». «Der schöne Tag» schildert den Ertrinkungstod eines Knaben, aber so, dass dieser das bessere Teil erwähnt hat: «Geschmiegt das sanfte Lockenhaupt / An einer Nympe weisse Brust...». Der Überlebende dagegen hockt an Land, «fahl wie ein Verbrecher».

«Er hat eine Million geheiratet»

So fühlte sich auch der Autor, trotz seiner behaglichen Lebensumstände – aufgrund seines Erbes und seiner reichen Frau («er hat eine Million geheiratet», kommentierte leicht spitz Gottfried Keller) musste er nie arbeiten und führte eine Patrizierexistenz mit prächtiger Villa am Zürichsee – wurde er Selbstzweifel und Schuldgefühle nie mehr los. «Ich sagte mir, du hast offenbar in einem frühen Dasein irgendetwas Freyles unternommen. Da sprach das Schicksal, dafür soll mir der Kerl auf die Erde und ein Meyer werden. Beides muss nun redlich durchgelitten werden, um wieder in eine bessere Lage zu gelangen», schrieb er einmal an seinen Vetter.

Die bessere Lage? Das war gegen Lebensabend wieder die Psychiatrie. Sterben durfte er schliesslich zu Hause, bei seiner Frau, die eifersüchtig sowohl Schwester als auch Freunde ferngehalten hatte.